

MONICA J. O'ROURKE

**DIES IST
MEIN
FLEISCH**

Diese Ausgabe erscheint als signierte und nummerierte
Sammlerausgabe von 666 Exemplaren und gelangt
nicht in den offiziellen Buchhandel.

FESTA

Einmalige Auflage September 2016
Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Danielle Tunstall
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

VORWORT VON WRATH JAMES WHITE: EIN EXPERIMENT IN SACHEN TERROR	7
EIN EXPERIMENT MIT DER MENSCHLICHEN NATUR	13
DIES IST MEIN FLEISCH	39
JEMANDES SCHWESTER	63
JASMIN UND KNOBLAUCH	77
EIN ATEMZUG	93
ERREICHBARE SCHÖNHEIT	111
FÜTTERUNGSLUST	133
ZELLE	155
EINSAMKEIT VERURSACHT DAS LAUTESTE GERÄUSCH	187
FÜNF ADJEKTIVE, DIE AUF MEINEN VATER ZUTREFFEN, VON NADINE SPECTER	217
ASHA	231

VORWORT: EIN EXPERIMENT IN SACHEN TERROR



Vergesst alle vorgefassten Meinungen und Urteile darüber, wie Frauen Horror schreiben. Die nützen euch hier nichts. Wenn ihr blumige, bonbonrosa Prosa mit viel zuckersüßer Gefühlsduselei und Sensibilität erwartet, wenn ihr eine Autorin erwartet, die vor Blut und Eingeweiden oder knallharter Action zurückschreckt, dann kennt ihr Monica nicht. Aber ich kann euch sagen, ihr werdet sie gleich kennenlernen, und zwar mit beängstigender, haarsträubender Intimität.

Monica ist ein gruseliges Miststück. Sie verfasst fieses, gewalttätiges, sexy, grässliches, extrem gut geschriebenes Zeug, das einen vor Angst und Vergnügen schaudern und seufzen lässt. Sie weiß, wo sie zu Hause ist: mitten im Blut und in den Eingeweiden, neben den Härtesten der Hardcore-Autoren. Ihr Ding sind Geschichten, die von Samen und Vaginalflüssigkeit ebenso triefen wie von Blut und Gedärmen.

In ihrem ersten Roman *Quäl das Fleisch* ließ Monica ihrer beängstigenden Vorstellungskraft freien Lauf und erschuf eine derartig extreme Welt aus Gewalt, Perversion und sexueller Verderbtheit, dass die Leser zugleich erregt und abgestoßen waren. Ich weiß, dass es bei mir so war. Mit einer Frau, die eine Geschichte über sexuelle Gewalt auf einer Schlankheitsfarm ansiedelte, musste ich einfach zusammenarbeiten. Also kontaktierte ich sie und bat sie, mit mir zusammen eine Novelle zu schreiben, an der ich gerade arbeitete.

Ich muss zugeben, im Laufe unserer Zusammenarbeit habe ich entdeckt, dass ich auch ein paar vorgefasste Meinungen hatte, mit denen sie aber schnell aufräumte.

Wisst ihr, als wir mit der Arbeit an *Poisoning Eros* begannen, nahm ich an, da die Hauptperson eine Frau war, würde mir ein weiblicher Co-Autor realistische Einblicke in die weibliche Seele vermitteln. Mit anderen Worten, ich ging davon aus, dass sie alle Girlie-Passagen schreiben würde. Stattdessen überließ Monica mir das ganze sensible Zeug und machte sich mit Vergnügen über Gewalt, Sex und Blut her, und das mit einer Leidenschaft, die in ihrer Begeisterung Ed Lees Beitrag zu *Der Teratologe* in nichts nachstand. Ich war beeindruckt. Ich bin immer noch beeindruckt.

Monica J. O'Rourke ist eine sexy, grausame, brutale, bedachtsame, emotionale Autorin. Es hieß über sie, sie schreibe wie ein Mann, aber diese Feststellung macht Männern ein automatisches Kompliment, das die meisten nicht verdient haben. Die meisten Männer wünschten, sie könnten schreiben wie Monica. Sie ist eine Autorin, die ihr Handwerk wirklich versteht.

Sie schreibt anschaulich, doch niemals unbeholfen. So verstörend ihre Geschichten sein können, sie sind nicht übertrieben. Sie erweitern lediglich unsere vorgefassten Meinungen davon, was übertrieben ist oder sein sollte. Ihre Erzählungen erweitern die Grenzen nicht einfach nur. Sie verändern die Grenzen, schieben die Markierungen mit jeder neuen Geschichte Zentimeter für Zentimeter weiter. Die Kunst liegt in der Subtilität, mit der sie dies tut.

Monica bricht Tabus mit der beiläufigen, beinahe unschuldigen Gleichgültigkeit von jemandem, der von der Existenz dieser Tabus nie etwas gewusst hat. Wie ein reizendes kleines Schulmädchen, das engelsgleich lächelt, während es seine

Klassenkameraden einen nach dem anderen ersticht, ihr Blut als Fingermalfarben benutzt und seine grauenhafte Kunst ganz offen und stolz präsentiert. Und wenn man ihr sagt, sie sei zu weit gegangen, habe etwas getan, das die Gesellschaft missbilligen könnte, schenkt Monica einem dieses Lächeln – so lieblich, als könne sie kein Wässerchen trüben –, als wolle sie sagen: »Du meinst wirklich mich?« Aber hinter dieser unschuldigen Fassade steckt ein gemeines kleines Grinsen. Glaubt mir. Ich habe es gesehen.

Man könnte meinen, einem Mann geschmolzenes Metall in die Harnröhre zu gießen sei übertrieben; und dann liest man ›Ein Experiment mit der menschlichen Natur‹ und obwohl man sich innerlich krümmt und windet, ist man nie zu angewidert oder zu erschüttert, jedenfalls nicht so sehr, dass man das Buch weglegen oder in die Ecke werfen will. Man hat nie das Gefühl, eine Story zu lesen, die nur auf Schock und Staunen abzielt und keine Substanz hat. Man will die nächste Seite aufschlagen. Man will sehen, welche gewalttätige, verstörende Sache sie als nächste aus dem Ärmel schüttelt. Man sieht die Kunstfertigkeit. Man bewundert das erzählerische Geschick. Man weiß, dass man etwas Besonderes liest. Und dann hält man seine Genitalien schützend fest und fleht sie an aufzuhören.

Sogar wenn sie die Geschichte einer Frau verfasst, die ihre Schamlippen verstümmelt, um einem von Georgia O’Keeffe inspirierten ästhetischen Ideal nachzueifern, fühlen sich die von ihr beschriebenen Gefühle real an, authentisch. Man wird in die Geschichte gezogen und kann gar nicht anders als insgeheim zu flehen, die Hauptperson möge zur Besinnung kommen, bevor es zu spät ist. Doch dies ist kein leiser Horror, der nur irgendwie gruselig und unheimlich, aber nicht wirklich beängstigend ist. Dies ist Monica J. O’Rourke, also weiß

man, dass die Geschichte nicht gut endet. Diese Braut erfreut sich an literarischer Gemeinheit.

Monica hat einen so ausgeprägten Sinn für schwarzen Humor wie Edward Lee in seinen fiesesten Momenten. Lest diese Storys, dann werdet ihr verstehen, wovon ich rede. Sie kann wirklich unbehagliches Zeug schreiben und schafft es trotzdem, dass man lauthals lacht. Dazu bedarf es mehr als nur ein wenig Geschick.

Monica schreibt aus den gleichen Gründen wie ich. Sie provoziert die Leute gern zu Reaktionen. Sie ist ein Kontrollfreak und was sie kontrollieren will, sind eure Gedanken und Gefühle. Sie fährt darauf ab, eure Gefühle zu manipulieren, von Furcht über Besorgnis und Abscheu bis hin zu Erregung, und sie weiß genau, wie man das anstellt. Jeder Zug an euren emotionalen Strippen ist wohlüberlegt und kalkuliert. Ihr weint, wenn sie will, dass ihr weint. Ihr lacht, wenn sie will, dass ihr lacht, und wenn sie will, dass ihr euch körperlich krank fühlt oder aufhört euch mitten in einer ihrer Geschichten einen runterzuholen, dann bringt sie euch auch dazu. Sie lässt die Puppen tanzen und ihr, liebe Leser, seid ihre Marionetten. Jedes Mal, wenn ihr bei der Lektüre dieser Geschichtensammlung erschreckt oder zusammenzuckt oder kreischt, könnt ihr euch sicher sein, dass Monica beim Schreiben vor ihrer Tastatur saß, genau wusste, wie ihr reagieren würdet, und jeden Moment davon genossen hat. In ›Ein Experiment mit der menschlichen Natur‹ zeigt Monica, dass sie immer noch über ihre literarische Schärfe verfügt, aber auch die mehr nach innen gerichteten, humorvollen und emotionalen Seiten ihrer Persönlichkeit enthüllt. Herrje, ›Fünf Adjektive, die auf meinen Vater zutreffen, von Nadine Specter‹ hätte mir beinahe eine Träne entlockt. Beinahe. Ich gehöre nicht zu diesen Weicheiern, aber das ging ziemlich unter die Haut.

Nun, ich bin sicher, ihr wisst, dass Monica und ich befreundet sind. Das ist kein Geheimnis. Also seid ihr vielleicht versucht mein Lob mit einer gewissen Vorsicht zu genießen. Aber das wäre so, als würdet ihr mich als Lügner bezeichnen. Ihr bezeichnet mich doch wohl nicht als Lügner, oder? Die Wahrheit ist, ich hatte schon einen gehörigen Respekt vor Monicas Werk, lange bevor wir mehr als flüchtige Bekannte waren. Wäre ich kein Fan ihrer Arbeit gewesen, wären wir wahrscheinlich gar nicht erst so enge Freunde geworden. Durch ihre Schreiberei habe ich mich überhaupt erst zu ihr hingezogen gefühlt. Wenige, die sie lesen, können ihr widerstehen. Wie macht sich das als Kompliment? Aber es stimmt. Jedes einzelne Wort. Lest selbst. Danken könnt ihr mir später.

Wrath James White

EIN EXPERIMENT MIT DER MENSCHLICHEN NATUR



Ernest strich sich mit den Fingerspitzen die Haare aus der Stirn, lehnte sich an die Wand und stellte unbeholfen sein Glas auf dem Kaminsims ab.

Drei junge Männer, die Sich-schick-Machen spielten und Mode von Ralph Lauren trugen, Billigimitate von Möchtegernreichen, die das gute Essen, den guten Tabak und den guten Single Malt von Ernests Eltern genossen und in der pompösen Prunkvilla im Tudorstil übernachteten, die zwischen der Elite Hamptons irgendwie deplatziert wirkte. An den Zimmerwänden hängende Tierköpfe starrten sie mit toten Augen an. Ein Billardtisch stand unbenutzt in der Ecke.

»Okay«, sagte Ernest. »Ich habe euch etwas Interessantes versprochen, richtig? Jetzt werden wir sehen, ob ihr zwei die Eier dafür in der Hose habt.«

Caleb entfaltete seine übereinandergeschlagenen Spinnenbeine und beugte sich vor. Er legte seine Zigarre (der Rauch erstickte ihn ohnehin) auf den übergroßen frei stehenden Aschenbecher und erhob sich zu seiner vollen Größe. Als er die Arme in die Höhe reckte, waren seine Fingerspitzen nur ein paar Zentimeter von der knapp zweieinhalb Meter hohen Decke entfernt.

»Das wird hoffentlich gut«, sagte er und rang sich ein Lächeln ab.

Ernest grinste. »Es war nicht leicht, aber ich glaube, es ist

die Sache wert. Oder wird es am Ende wert sein. Es ist ganz ausgezeichnet.«

»Was hast du vor?«, fragte Ian, der beinahe unsichtbar in der Ecke des Zimmers stand. Seine blauen Augen hatten einen intensiven Ausdruck, als er die beiden anderen jungen Männer anblinzelte. Der 19-Jährige mit den kastanienbraunen Locken und dem weichen Gesicht war etwa zwei Jahre jünger als die anderen beiden.

Ernest schloss die Doppeltür. »Nicht so laut. Das Personal ist vielleicht noch im Haus unterwegs. Sie könnten uns hören.«

»Das Personal?«, wiederholte Caleb spöttisch in dem Wissen, dass das gesamte Personal aus einer Köchin und einer Haushälterin bestand. »Was hast du also für ein großes Geheimnis?«

Ernest räusperte sich und legte die Stirn in Falten, sodass sich seine Augen verengten. »Wir haben geschworen, dass wir immer zusammenhalten, ganz gleich was passiert, richtig?« Seine Finger schlugen einen Trommelwirbel auf der Tischkante.

»Ja, und? Warum bist du so nervös?«, fragte Caleb, obwohl er nickte. »Worum geht es?«

Ernest blinzelte und die langen Wimpern berührten beinahe seine hohen Wangenknochen. »Ich bin nicht *nervös*«, schnauzte er, um sich dann wieder zu fassen. »Es geht um eine Studie der menschlichen Natur. Um ein Experiment in Bezug auf Durchhaltevermögen.«

»Bla, bla, bla ...«, fuhr Caleb dazwischen. »Komm zur Sache.«

Ernest ignorierte ihn. »Glaubt ihr, dass ihr den Mumm für so ein Experiment habt? Für ein Experiment, das *unschön* ist? Für eines, das garantiert ... schlimm endet?«

»Schlimm endet? Wie meinst du das?«

»Wir stellen ein paar Experimente an. Okay? Nur ein paar Tests. Ich habe uns ein Versuchskaninchen besorgt.«

»Was für Experimente?«, fragte Ian beinahe im Flüsterton.

Caleb legte den Kopf ein wenig schief. »Ein Versuchskaninchen? Warum habe ich so ein Gefühl, dass es nicht zur warmen und pelzigen Sorte gehört?«

Ernest grinste. »Ach, warm und pelzig ist es durchaus ...« Er hockte sich auf die Armlehne des Sofas. »Erinnert ihr euch noch an Professor Kleins Seminar, als wir uns mit der Stärke des menschlichen Geistes und der Fähigkeit des Körpers beschäftigt haben, um jeden Preis durchzuhalten? Den stärksten Eindruck haben bei mir die Bilder von den Überlebenden aus den Konzentrationslagern der Nazis und der japanischen Kriegsgefangenschaft hinterlassen. Erinnerst ihr euch noch?«

Er hielt kurz inne, während sein Blick von Caleb zu Ian wanderte. »Darüber habe ich nachgedacht. Eine Menge. Und mich gefragt ... tja, wisst ihr, was jemand tun würde ...«

»Tun würde, wenn was wäre?«, murmelte Ian. Die Luft in dem Zimmer fühlte sich schwer an, wie mit Baumwolle überzogen. Er spitzte die Lippen, und die Farbe seiner Wangen entsprach jetzt der seiner Haare.

Ernest beachtete ihn nicht. »Die Sache ist die, dass es jetzt kein Zurück mehr gibt.«

Caleb schüttelte den Kopf und sagte: »Komm endlich zur Sache. Was hast du getan?«

Ernest starrte Caleb an, als müsse er sich erst darüber klar werden, wie er fortfahren und ob er Caleb in sein Geheimnis einweihen sollte. »Es hat bereits begonnen. Ich muss wissen, was ich von euch zu erwarten habe. Weil ich euch sagen muss: Wenn ich untergehe, gehen wir alle unter. Einer für alle und dieser ganze dämliche Musketier-Schwachsinn, okay?«

Er lehnte sich ein wenig zurück und fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. »Also. Ich glaube, ich kann mit Sicherheit behaupten, dass ich euren Charakter kenne. Ich vertraue euch. Ich glaube, wir drei sind uns sehr ähnlich. Verwandte im Geiste.«

Bis jetzt gab es nichts zu diskutieren: Die drei waren in der Tat Verwandte im Geiste, wenn es um Politik und Religion ging. Doch Ian war nicht ganz sicher, ob sein Glaubenssystem und seine Moralvorstellungen denen von Ernest entsprachen. Er war jedoch bereit ihm zuzuhören.

»Ich habe ein ... eine Versuchsperson gefunden. Ich würde gern feststellen, wie viel nötig ist, um ... um, äh ... damit er zerbricht.«

»Damit er zerbricht?«, fragte Ian. »Was genau ist damit gemeint?«

Caleb grinste. »Willst du damit sagen, was ich glaube, das du damit sagen willst?«

Ernest zuckte die Achseln und fing an zu lachen.

»Oh Gott«, sagte Ian durch die Finger der Hand, die er sich vor den Mund geschlagen hatte. Er beugte sich auf dem Sessel vor und sein Gesicht hellte sich auf, als ihm endlich aufging, wovon Ernest redete. »Du meinst was genau? Dass du den Willen von irgendeinem Kerl brechen willst? Stimmt das? Habe ich recht? Heilige Scheiße, Ernest! Wen hast du dir ausgesucht?«

»Nolan Pierson.«

»Wer ist das?«, fragte Caleb, doch Ian kannte den Typen. Nolan hatte wie sie Psychologie belegt und außerdem wie Ian und Ernest auch Latein und Chemie. Mit seinen unmöglich frisierten schwarzen Haaren und der übergroßen Buddy-Holly-Brille war Nolan ein Typ, den man leicht vergaß. Der Stipendiat. Sein Vater war Hausmeister im Harper Building

auf der Westseite vom Campus. An jeder Uni gab es mindestens einen Nolan – das Bübchen, dessen Anzug von Sears nie den Ansprüchen genügte und dessen billige Schuhe immer ein paar Monate nach dem Beginn des Semesters auseinanderfielen. Den Jungen, der dazugehören wollte, es sich aber nicht leisten konnte und dessen Kleidung und Bemühungen immer zweitklassig blieben.

Nolan war ein Wegwerfmensch.

Und plötzlich schien den dreien praktisch gleichzeitig aufzugehen, dass sie tatsächlich Verwandte im Geiste waren. Und Verwandte in ihren Moralvorstellungen.

»Wirklich, der Typ?«, fragte Caleb. »Ich weiß jetzt, wen du meinst. Der wird es nicht lange machen – der Typ ist ein Loser. Er ist hier, weil er ein *Stipendium* bekommen hat, um Himmels willen.« Den letzten Teil flüsterte er, als nenne er eine gefürchtete Krankheit beim Namen, als könne das laute Aussprechen seines gesellschaftlichen Status auf ihn abfärben.

»Ich glaube, da liegst du falsch«, erwiderte Ernest. »Und an dieser Stelle beginnt unser Experiment. Wer wäre besser geeignet als ein armer Trottel, der sich sein Leben lang krummlegen musste, um zu kriegen, was er will? Ein Typ, der versucht irgendwie dazuzugehören, es aber nie schafft. Ohne eine gewisse Charakterstärke hätte er sich doch mittlerweile längst das Hirn weggepustet, *n'est-ce pas*? Dieser Typ hat, wonach wir suchen.«

»Du bist schrecklich einfühlsam«, bemerkte Caleb und verdrehte die Augen. Er schnaubte. »Als ob du dich einen Scheißdreck darum scheren würdest, was dieser Hausmeistersohn durchgemacht hat.«

Ernest öffnete den Mund, doch Ian kam ihm zuvor. »Was willst du mit ihm anstellen?«

»Ich? Nicht ich – wir. Was wollen *wir* mit ihm anstellen.«

»Klar. Richtig. Also was?«

»Ein paar Tests.« Ernest wandte sich an Caleb. »Und um deine Frage zu beantworten, du Arschloch ...«

»Ich habe überhaupt keine Scheißfrage gestellt. Ich habe nur gesagt, dass du Scheiße laberst. Du quatschst was davon, dass er arm ist und sich krummlegen musste und so, aber in Wirklichkeit geht dir das doch vollkommen am Arsch vorbei.«

»Ach, und dir nicht?«

Caleb zuckte die Achseln. »Ich hab mich dazu gar nicht geäußert. Mir geht das tatsächlich am Arsch vorbei. Aber du hast dich geäußert. Du laberst nur Scheiße.«

Ernest lächelte. »Ach ja? Er ist bereits hier im Haus. Es spielt überhaupt keine Rolle, ob er mir leidtut. Ich will nur ein paar Experimente anstellen. Wie ich schon sagte, es hat bereits angefangen. Ich habe ihn eingeladen und seinen Drink präpariert.«

»Tja, dann hat es wohl angefangen«, sagte Caleb. »Ich mache mit. Ich bin dabei.«

»Einfach so?«, hakte Ernest nach.

»Ich vertraue dir, Mann«, sagte Caleb. »Wir sind wie Brüder. Und ich finde, das hört sich alles verdammt aufregend an.«

Die beiden starrten Ian an. Der kaute auf der Unterlippe. »Ich bin dabei. Ihr wisst, dass ich dabei bin.«

Ernest klatschte in die Hände. »Wir haben das Haus für uns. Meine Eltern haben allen einen Tag freigegeben, weil sie das Wochenende über in der Stadt sind. Also ist niemand mehr hier, der, äh, etwas hören könnte. Außerdem ist Nolan an einem sicheren Ort. Schalldicht.«

»Sie haben allen einen Tag freigegeben, tatsächlich?«, spottete Caleb.

»Leck mich, du Arschgesicht«, sagte Ernest. »Nicht jeder hat Personal, das einem den Arsch abwischt.« Er führte sie durch den Raum und griff hinter das Bücherregal. »Ihr kennt ja sicher diese alten Filme mit den unheimlichen alten gotischen Villen, wo es diese Geheimgänge und den ganzen Scheiß gibt ...« Er drückte auf ein Paneel, das hinter einer Ausgabe von Marquis de Sades *Die 120 Tage von Sodom* angebracht war. Mit einem leisen Quietschen öffnete sich eine Tür, die als Teil der Wandvertäfelung getarnt war. Ein leicht muffig riechender Luftzug traf ihre Geruchsnerven.

»Nee jetzt, ernsthaft?«, sagte Caleb.

»Ach, halt die Klappe.« Ernest gab jedem eine Taschenlampe, bedeutete ihnen einzutreten und schloss die Tür. Er führte sie durch einen Korridor, in dem die einzigen Geräusche ihre Schritte und das gleichmäßige Tropfen eines lecken Ablaufrohres waren.

Sie gingen durch mehrere Türen. Bei der letzten blieb Ernest stehen und gab eine Zahlenkombination über ein Tastenfeld ein, wodurch er die Tür hinter ihnen abspernte. »Man kann nie vorsichtig genug sein. Wir brauchen keine Gesellschaft.«

»Hast du das installiert? Es sieht modern aus.« Ian wischte sich ein paar Spinnweben aus den Augen, während sie sich einem kleinen Raum näherten. Es roch verbrannt.

»Ich habe es nicht installiert, aber ich bezweifle, dass meine Eltern von der Geheimtür oben und von den Räumen hier unten wissen. Ich habe das alles selbst erst vor ein paar Monaten entdeckt. Ich frage mich, was für eine kranke Scheiße der Vorbesitzer hier unten getrieben hat.«

Licht überwand die Schwärze. In der Mitte des Raumes stand ein großer, massiver Holztisch. Nackt und breitbeinig darauf gefesselt lag ein junger Mann mit schwarzen Haaren.

Er trug eine Augenbinde und seine Brille lag auf einem Tablett neben seinem Kopf. Er war geknebelt, aber das war unnötig, da er bewusstlos zu sein schien. Das langsame Heben und Senken seiner schmalen Brust zeigte, dass er noch am Leben war.

Der verbrannte Geruch ...

Ian schaute in die Ecke des Raumes. Ein großer Topf war aufgesetzt worden und darin blubberte etwas auf einer Platte über Trockenspirituskanistern. »Was ist das?«, fragte er.

»Metall«, erwiderte Ernest. »Tatsächlich sogar eine Metallmischung. Ein paar alte Figuren, eingeschmolzen. Hauptsächlich Blei und Zinn. Silizium. Ein Haufen Zeug. Sorgfältig gemischt und getestet.«

»Getestet? An wem?«, fragte Caleb.

Ernest merkte auf. »An Streunern. Hauptsächlich.«

»Wofür, äh, wofür ist das Metall?«, wollte Ian wissen.

Ernest öffnete einen kleinen Behälter mit Riechsalz und wedelte damit unter Nolans Nase herum. »Das wirst du schon sehen.«

Nolans Kopf ruckte von einer Seite zur anderen. Er wehrte sich gegen seine Fesseln.

Auf einem Beistelltisch neben der massiven Holzplatte lag eine Sammlung von Instrumenten und Werkzeugen. Ernest stellte sich daneben und nahm ein Notizbuch und einen Stift. Er machte Anstalten, beides Ian zu geben, der ablehnte und einen Schritt zurückwich.

»Du musst Protokoll führen, Ian.«

»Warum ich?«

»Weil Caleb stärker ist. Vielleicht brauche ich seine Hilfe bei ... du weißt schon. Anderen Sachen.«

»Auf keinen Fall. Ich will meine Handschrift in keinem Protokoll sehen.«

»Du Idiot. Wir hängen alle mit drin. Jemand muss Protokoll führen und ich kann das nicht. Ich werde zu gottverdammst *beschäftigt* sein, um ein Protokoll zu führen, du Arschloch. Außerdem« – er zeigte auf ein Stativ mit einer Kamera in der Ecke – »zeichne ich alles auf. Also scheiß auf dich und deine Handschrift. Wir haben ein permanentes Videoprotokoll.«

Nolan schrie ein paar verzweifelte und unzusammenhängende Laute in seinen Knebel.

Ian riss Ernest das Notizbuch und den Stift aus der Hand.

Caleb schritt durch den Raum und begutachtete das Tablett mit den Instrumenten. »Ernest, du bist ein ernsthaft gestörtes Arschloch.«

Ernest reichte ihm die Klemmen. »Fang mit den Brustwarzen an. Nur schneide sie ihm nicht ab.«

»Ich?« Calebs Gesicht verzog sich. »Hey, Mann, ist das nicht irgendwie abartig? Ich will nicht ...«

Ernest seufzte und rieb sich mit beiden Zeigefingern die Augenwinkel. »Pass auf – wir führen hier ein Experiment durch. Es ist medizinisch, nicht sexuell. Wenn du einen Ständer kriegst, während du mit seinen Brustwarzen herummachst, ist das dein ganz persönlicher Fimmel. Ansonsten mach's einfach. Es gehört mit zum Experiment.«

Caleb ging auf die andere Seite des Tisches. Stirnrunzelnd streichelte er mit den Handflächen über Nolans Brust, bis die Brustwarzen aufrecht standen.

Nolan wand sich unter ihm, während er die Klammern anbrachte.

»Ich begreife immer noch nicht, was Nippelklemmen damit zu tun haben«, murmelte Caleb.

Ernest beachtete ihn nicht, sondern wandte sich an Ian. »Bist du so weit? Bevor du irgendwas aufschreibst, solltest

du bei der Vorbereitung der Versuchsperson helfen. Ich will, dass du ein Gefühl für diese Sachen entwickelst.«

Ian trat vor und Ernest reichte ihm das nächste Instrument.

»Was zum Teufel soll ich mit ...«

»Wir studieren alle Medizin«, unterbrach ihn Ernest. »Also müsstest du es eigentlich wissen.«

Ian wusste tatsächlich, was er mit dem Instrument tun sollte, aber ...

»Kriegst du das auf die Reihe?«, fragte Caleb. »Brauchst du Hilfe?«

»Mit Nippelklemmen hast du ein Problem, aber das hier ist okay für dich?«, fragte Ernest.

»Du kannst mich mal.«

Ian schluckte einen Berg von Speichel herunter. »Ich ... ja, aber ich weiß nicht, wie ... Ich meine, ich bin nicht sicher.«

»Schieb sie ihm einfach in den Arsch«, sagte Ernest.

»Du hast echt Probleme, Mann«, sagte Caleb.

»Ich weiß, wohin sie soll«, sagte Ian. »Ich sehe nur nicht, was das mit deinem Experiment zu tun hat.«

»Wir fangen klein an, Ian. Klemmen, ein paar Röhren. Verstanden?«, sagte Ernest. »Ein Teil des Experiments ist eine Studie über Belastbarkeit, im Kleinen wie im Großen. Ich habe noch viel mehr geplant.«

»Woher sollen wir wissen, was er empfindet? Gehört das nicht mit zum Experiment? Ist das nicht, was ich aufschreiben soll?« Ian war nicht sicher, ob er es wirklich wissen oder nur Zeit schinden wollte. Er starrte auf den Gegenstand in seinen Händen, der plötzlich sehr schwer geworden zu sein schien.

»Na was glaubst du denn, was er empfindet?« Ernest lächelte. »Schon gut. Wir fragen ihn gleich.«

»Aha.« Ian schmierte das Ende der Röhre mit einem Gleitmittel ein und versuchte sie Nolan in den Anus zu schieben.

»Ich kann das irgendwie nicht«, sagte er. »Es ist, ich meine, ihr wisst schon. Er wird nicht kooperieren.«

Ernest sagte zu Caleb: »Mach, dass er kooperiert.«

Caleb nickte und nahm Ian die Metallröhre ab, die einer dünnen Rolle Toilettenpapier ähnelte. Er setzte sie an und drückte und drehte so lange, bis sie den Weg in Nolans sich windenden Körper gefunden hatte. Das zarte, weiche Gewebe an der Öffnung des Anus riss ein, Blut tröpfelte auf den Tisch. Ernest warf Caleb eine Rolle Klebeband zu und instruierte ihn, die Röhre so gut wie möglich zu befestigen.

Nolan schrie in seinen Knebel und bockte mit den Beinen, aber Caleb schob ihm die Röhre noch tiefer hinein. »Sie sitzt fest«, sagte Caleb und dann zu Ian: »Stell dir einfach vor, er wäre eine Leiche. Auf die Art ist es leichter.«

»Gute Arbeit«, sagte Ernest. Er beugte sich über Nolans Gesicht. »Ich nehme dir jetzt den Knebel ab. Ich will dir ein paar Fragen stellen.«

Nolans Kopf schaukelte wie ein Floß auf einem See. Ernest entfernte den Knebel und Nolan schrie und flehte um Hilfe. »Bitte!«, rief er, indem er den Kopf vom Tisch anhub. »Es tut weh! Nimm das Ding raus!«

Ernest starrte Nolan mit einem dünnen Lächeln im Gesicht an.

»Du verdammter Irrer!«, schrie Nolan.

Ernest stopfte ihm den Knebel zurück in den Mund und schnalzte mit der Zunge. »Sinnlos. Er will unbedingt ein Arschloch sein. Wie vorhersehbar. Na jedenfalls kommt jetzt der interessante Teil. Ich mache es selbst, aber vielleicht brauche ich Hilfe.«

Er nahm einen langen, dünnen Metallstab – so dünn, dass er eher einem Draht ähnelte, aber hohl war wie der dünnste Trichter der Welt – vom Instrumententablett.

Er ging zum Ende des Tisches und ergriff Nolans Penis, der nicht reagierte. »Nimm ihn«, sagte er zu Caleb.

»Auf keinen Fall! Seine Brustwarzen waren schon schlimm genug. Ich rühr seinen Schwanz nicht an.«

»Jetzt pass mal auf, du Vollpfosten, du studierst Medizin. Glaubst du wirklich, du wirst nie einen Schwanz anfassen müssen? Ich hab dich nicht gebeten ihn zu lutschen, du sollst ihn nur festhalten. Ich hab dir doch gesagt, dass an alledem hier nichts Sexuelles ist.«

»Du erwähnst das Medizinstudium ziemlich oft«, sagte Caleb. »Für mich klingt das mehr wie ein Vorwand, um mit dem Schwanz von diesem Typen hier rumzuspielen.« Er nahm Nolans Penis, sah dabei aber weg. Er lag reaktionslos in seiner Hand.

»Ihr müsst ihn beide so still wie möglich halten. Ian, drück seine Brust auf den Tisch.«

Ernest packte Nolans Penis und versuchte ihm den Metallstab in die Harnröhre zu bohren. Nolan schrie in seinen Knebel und warf den Kopf in den Nacken. Die Halsvenen traten dick hervor. Sein Körper war mit einer dünnen Schweißschicht überzogen und der Geruch in dem Raum war eine Mischung aus Metall, Blut und Moschus.

»Scheiße«, sagte Ernest, »haltet ihn fest!« Der Stab rutschte immer wieder ab. Ihn in die schmale Öffnung der Harnröhre einzuführen war schwieriger, als er gedacht hatte. »Mach ihn hart«, schnauzte er Caleb an.

»Willst du mich verarschen?«, brüllte der zurück.

Schließlich glitt der Stab hinein. Ernest ließ Nolans Penis los und wich keuchend einen Schritt zurück. Er wandte sich an die Kamera und sagte: »Gottverdammte. Okay. Alles ist an Ort und Stelle.«

Ian trat näher an den Tisch heran. Auf Nolans Unterleib

war eine kleine Menge Blut verteilt. Es entsetzte Ian ... aber irgendwie war es auch anregend.

»Wir können anfangen«, sagte Ernest und schaute Caleb grinsend an: »Such eine Körperöffnung aus. Irgendeine.«

Caleb fuhr sich mit der Hand durch die Haare und schüttelte den Kopf. »Du bist echt gestört, Mann.«

Ernest warf Caleb ein Paar dicke Arbeitshandschuhe zu. »Wir fangen mit dem Arsch an. Die Röhre wird heiß, also zieh dir die an. Halt die Röhre gut fest. Sorg dafür, dass sie in seinem Arsch bleibt.«

Caleb nickte.

»Es kühlt ziemlich schnell ab«, sagte Ernest. »Ich hatte überlegt ihn in Wasser zu legen, aber das wäre echt zu lästig gewesen. Könnt ihr euch vorstellen, wie wir damit anfangen, Wasserflaschen nach hier unten zu schleppen? Das Waschbecken ist nicht an die Wasserleitung angeschlossen.« Ernest tauchte die Metallkelle in das blubbernde flüssige Metall und rührte.

»Wenn wir schnell arbeiten, müssten wir genug davon in die Röhre füllen können, bevor er zu sehr herumzappelt. Sonst läuft es ihm einfach nur über die Beine.« Er füllte die Kelle, von der Dampf aufstieg. Der Metallgeruch wurde stärker. »Wir wollen nichts von dem Zeug abkriegen. Es ist über 200 Grad heiß, also sei vorsichtig. Und arbeite schnell. Verstanden?«

Caleb nickte und hielt die dicke Röhre fest, die aus Nolans Arsch ragte. Ernest setzte einen großen Trichter auf das Ende der Röhre. Ian stand etwas abseits und beobachtete sie in gebannter Faszination mit einer Miene der Abscheu und des Grauens.

»Wenn ich fertig bin, zieh die Röhre schnell heraus. Dann dichte das Arschloch mit dem Klebeband ab. Verstanden?«

Ernest goss den Inhalt der Kelle in den Trichter. Im Nu hatte die Flüssigkeit ihren beabsichtigten Bestimmungsort erreicht. Nolan drehte völlig durch und wehrte sich gegen seine Fesseln, während der Knebel seine gemarterten Schreie dämpfte. Ein paar Augenblicke später lag er still.

»Ist er schon tot?«, stotterte Caleb, während er Nolan die Metallröhre aus dem Arsch zog und ihn dann mit Mull und Klebeband abdeckte, damit die Flüssigkeit nicht herauslief.

Ernest nahm das Stethoskop vom Instrumententablett und horchte seinen Brustkorb ab. Er schüttelte den Kopf. »Nein, nicht tot. Kräftiger Herzschlag.«

Ian sank förmlich gegen die Wand und vergrub das Gesicht in den Händen. »Oh Gott«, krächzte er. »Oh Gott, oh Gott.«

»Reiß dich zusammen«, sagte Ernest. »Wir sind noch nicht fertig.« Er nahm Nolan den Knebel ab, der sich mit Spuren von Speichel und Erbrochenem aus dessen Mund löste.

»Und jetzt?«, fragte Ian, der seine Tränen hinunterschluckte in dem Bemühen, nicht zu weinen.

Ernest nahm das Riechsalz. »Wir setzen das Experiment fort. Ob wir ihm jetzt die Augenbinde abnehmen sollten?« Er wartete nicht auf eine Antwort.

»Aber ...« Ian kratzte sich am Kopf und trat vor. »Aber dann könnte er uns identifizieren.«

Die anderen beiden wechselten einen Blick, bevor sie Ian antworteten.

»Was hast du denn gedacht, was hier passieren würde?«, fragte Ernest. »Er hat einen Metallpfropfen im Arsch. Hast du gedacht, er steht einfach auf und geht?«

Ian schluckte und zuckte die Achseln.

»Ich habe ja gesagt, dass es garantiert schlimm enden wird.«

»Ja, Ernest, aber ...«

»Und du hast es versprochen! Du hast gesagt, du wolltest daran teilnehmen und immer einer von uns sein. Du hast zusammen mit Caleb und mir geschworen und uns verdammt noch mal gesagt, dass wir deine Brüder sind!«

»Da habe ich noch nicht gewusst, dass es um Mord geht!«

Ernest schaute zu Boden, bevor er in einem herablassenden Tonfall fortfuhr, der dem seines Vaters nicht unähnlich war. »Ich habe gesagt, dass es schwierig wird. Ich habe gesagt, dass es schlimm enden wird. Ich habe gesagt, dass wir unser Leben lang ein gemeinsames Geheimnis haben werden. Was davon hast du nicht verstanden, du verdammter Idiot? Was hast du geglaubt, was ich damit meine?«

»Jetzt hör schon auf, Ian«, sagte Caleb. »Du musst Nolan einfach als das betrachten, was er ist: eine Unperson, nur ein Arschloch und Trittbrettfahrer. Er ist ein Nassauer, ein Versuchskaninchen. Er ist eine gottverdammte Laborratte.«

Ians Blick wanderte zwischen Ernest und Caleb hin und her und ihm war klar, dass sie die Absicht hatten, die Sache zu Ende zu bringen. Konnte er in Nolan nur eine riesige Laborratte sehen? Er versuchte zu rechtfertigen, was sie dem Stück Fleisch auf dem Holztisch antaten, heimlich und versteckt irgendwo in einem Raum, der nach Feuchtigkeit und umgeschlagenem Wein roch und von einer nackten Glühbirne erleuchtet war, die von einem dünnen Draht gehalten unter der Decke baumelte. Die Miene seiner Studienfreunde war irgendwie wölfisch ... böse. Sie hatten viel zu viel Spaß an dieser Sache und würden ihre Handlungsweise nicht zu rechtfertigen brauchen. Ian versuchte es damit zu rechtfertigen, dass dies alles für die Nachwelt bestimmt sei, versuchte zu vergessen, dass Nolan die letzten Minuten seines erbärmlichen Lebens auf diese Art verbringen würde.

»Okay«, flüsterte Ian. »Ich bin dabei.« Er wusste nicht, ob

er es wirklich ernst meinte. Einstweilen ja. Einstweilen würde er zu ihnen stehen.

Ernest reichte ihm das Notizbuch und den Stift. »Gut. Dann lass uns anfangen. Der erste Eintrag war, sagen wir, um 18 Uhr. Mal sehen ...« Er spielte mit dem weichen Gewebe zwischen seinem Daumen und Zeigefinger. »Stufe Eins. Proband trägt Knebel und Augenbinde. Nippelklemmen und Einführung von Röhren. Leichte Blutung. Proband ... empfindet Unbehagen.

Stufe Zwei. Zeit etwa 18:45 Uhr. Stufe Zwei, Einlauf aus geschmolzenem Metall. Proband leidet unter extremen Schmerzen und verliert das Bewusstsein. Nun beginnen wir mit Stufe Drei.«

Nach einem Blick auf seine Uhr fuhr er fort. »Augenbinde und Knebel entfernt. Proband wird aufgeweckt und zwecks Reaktion befragt. Beginn von Stufe Drei um 19 Uhr.«

Ian fragte sich, was für ein Arzt Ernest wohl werden würde, und dann fiel ihm dessen besondere Vorliebe für die forensische Medizin ein.

Ernest setzte sein Diktat fort. »Proband wird wieder zu Bewusstsein gebracht.« Dann grinste er. »Stufe Drei. Weck den Wichser auf.«

Caleb schwenkte das Riechsalz unter Nolans Nase. Es gab keine Reaktion. Er wedelte noch ein paar Sekunden damit herum, dann hielt er sich die Phiolen unter die eigene Nase und schnüffelte daran. Sein Kopf zuckte zurück und er schnaubte. »Damit ist alles in Ordnung!«

»Oh Gott«, ächzte Ian und starrte Nolan ins Gesicht. »Was stimmt nicht mit ihm?«

Ernest verdrehte die Augen. »Ist das dein Ernst?« Zu Caleb sagte er: »Versuch's weiter mit dem Salz. Sieh mal, ob du ihn aufwecken kannst.«

Caleb schwenkte wieder das Salz und verpasste Nolan ein paar Ohrfeigen.

Ernest fuhr mit seinem Diktat fort. »Stufe Drei. Proband reagiert nicht. Bemühungen, den Probanden aufzuwecken bisher erfolglos. Unklarheit an dieser Stelle ...«

Nolans Kopf ruckte von dem Riechsalz weg. Seine Augen bewegten sich hin und her in dem Bemühen, zu fokussieren, waren dazu aber nicht in der Lage. Das Weiß in seinen Augen hatte eine Rosafärbung. Sie sahen aus wie deformierte Oster-eier.

Ernest beugte sich vor, bis sein Mund dicht an Nolans Ohr war. »Kannst du mich hören?«

Nolan stöhnte.

»Nolan? Nun komm schon, Mann, wach auf. Wir müssen wissen, wie du dich fühlst. Für die Nachwelt.« Ernest blickte zu Ian auf. »Schreib Folgendes: Proband nicht gewillt oder nicht fähig zu antworten. Leidet unter starken Schmerzen.«

Nolans Augen fokussierten sich. Er blinzelte und versuchte sich regelrecht in den Tisch zu pressen. Als er den Mund öffnete, gab er lediglich ein rülpsendes Stöhnen von sich.

»Die nächste Stufe, bevor er wieder ohnmächtig wird«, sagte Ernest, während er zu dem Topf mit dem blubbernden Metall ging.

»Brennt ...«, stöhnte Nolan. »Helft mir ...«

»Das wird jetzt heikel«, sagte Ernest. »Ian, du bist an der Reihe. Halt seinen Schwanz fest. Zieh dir vorher die Handschuhe an.«

Ian nahm seinen Platz ein und befolgte Ernests Anweisungen.

»Halte ihn so gerade hoch, wie du kannst. Und halt ihn ruhig.« Er wandte sich dem Topf zu.

»Wa...« Nolans Atem ging keuchend und stoßweise, was es ihm unmöglich machte, zu sprechen. Tränen flossen und befeuchteten die Haare an seinen Schläfen. Seine Augen waren glänzende Edelsteine, strahlend funkelnd und zugleich sterbend, zwei wunderschöne Kometen, die dabei waren, zu verglühen.

Ernest hielt eine übergroße Spritze in die Höhe. »Halt ihn ruhig. Ich injiziere das jetzt.« Der Stab in der Harnröhre war dünner als die Nadel der Spritze. »Okay, Achtung. Er wird bocken, also halt ihn fest. Ganz ruhig jetzt.«

Er setzte die Nadel der Spritze auf den hohlen Metallstab. Augenblicke später lief das flüssige Metall hindurch und füllte Nolans Penis aus.

Sein Gekreisch hallte von den Kellerwänden wider. Er stemmte sich gegen die Fesseln, als habe er gerade einen epileptischen Anfall. Ein jähes Knacken folgte auf Nolans nachhallendes Gebrüll, bevor er ohnmächtig wurde.

Ernest warf Caleb das Stethoskop zu und strich mit den Fingerspitzen über die Stelle, wo Nolans Bein gebrochen war. »Jesus Christus, was für eine Reaktion! Er hat sich das eigene gottverdammte Schienbein dabei gebrochen.«

Ernest untersuchte den Rest des Körpers. Die Haut am anderen Knöchel war aufgerissen und blutig, aber das Seil hatte gehalten. Er band das gebrochene Bein mit einem weiteren Stück Seil am Tisch fest, bevor er sich Nolans Handgelenke ansah.

Ian zog den Stab aus Nolans Körper. Das flüssige Metall in seinem Penis wurde bereits hart.

»Halt ihn weiter hoch«, sagte Ernest. »Wenn du ihn loslässt, läuft die Flüssigkeit aus.«

Caleb hielt das Stethoskop in die Höhe. »Er ist noch am Leben.«



Originaltitel und Copyrightangaben

›An Experiment in Terror‹ © 2014 by Wrath James White.

Alle Erzählungen © 2014 by Monica J. O'Rourke

Alle Texte entnommen aus *In the End, Only Darkness*, Deadite Press, USA 2014, außer ›This is My Flesh‹ und ›Loneliness Makes the Loudest Noise‹.

Übersetzungen von Christian Jentzsch:

- ›An Experiment in Terror‹ (Vorwort)
- ›An Experiment in Human Nature‹
- ›This Is My Flesh‹
- ›Jasmine and Garlic‹
- ›Attainable Beauty‹
- ›Feeding Desire‹ (Geschrieben mit Jack Fisher)
- ›Cell‹
- ›Loneliness Makes the Loudest Noise‹
- ›Five Adjectives about My Dad, by Nadine Specter‹
- ›Asha‹

Übersetzungen von Iris Bachmaier:

- ›Someone's Sister‹
- ›One Breath‹